

legenheit dazu nicht gemangelt haben wird, bis jetzt noch immer Anstand genommen haben —

„Ich weiß, worauf Ihre Rede hindeutet,“ unterbrach ihn Jeannette mit sichtbarer Gemüthsbewegung, „möchte aber diesen Punkt am liebsten mit Stillschweigen übergehen, da ich hierüber meine ganz eigenen Gedanken und Ansichten habe. Würden die geheimen Ehestandsgeschichten der heutigen Welt plötzlich zur offenen Kunde gebracht, wie so gar wenig anlockende Schilderungen eines echten, häuslichen Glückes, wie viel abschreckende Register schmerzlicher Ueberreibungen möchten sich wohl darunter befinden! Nein, Herr Nachbar, nicht bleib die Hand, sondern auch das Herz muß dem gehören, mit dem ich in Verbindung treten soll, aus welcher mein ganzes künftiges Wohl und Wehe hervorgeht. Gewiß ist meine Brust für sanftere Regungen und Gefühle nicht unempfänglich, doch ist es zugleich mein fester Entschluß, lieber den Grillen und Launen eines eigensinnigen Vormundes unterworfen zu bleiben, als mir die Unabhängigkeit von demselben durch Anlegung noch drüdenderer Fesseln zu erkaufen. Niemals werde ich einen so ernsten Schritt ohne vorhergegangene genaue Prüfung unternehmen. Durch freie, innige Herzeneigung muß ich bei der Wahl des Gatten geleitet werden, und eine solche Gelegenheit hat sich, wie ich Ihnen ohne alle Ziererei gestehen darf, bis jetzt noch nicht gefunden!“

Einem Blickstrahl gleich zuckte bei dieser Erklärung dem Hohennehmer plötzlich ein Gedanke durch die Seele.

Theodor, dachte Raubmann, ist ein schmucker, stattlicher Burche, der mit einem hellen Verstande zugleich ein sanftes, einschmeichelndes Wesen verbindet und dereinst, nach Beendigung seiner Studien, dreißt unter die Töchter des Landes treten und wählen darf.

Wie, wenn er der Glückliche wäre, dem es gelänge, dieses treffliche weibliche Herz, in welchem so viele Grundzüge haften, für sich zu gewinnen?

Daß sie ihm mehr als jedem anderen seinesgleichen gewogen, ließ sich durchaus nicht bezweifeln; auch würde durch die liebenswürdigen Gemüthsenschaften der kleine Unterschied in den Jahren vollkommen ausgeglichen und aufgehoben.

Es käme daher auf einen herzhaften Versuch an, und diese dieser nach Wunsch aus, so dürfte Theodor bei dereinstiger Erledigung der Stadtpfarre um so weniger besorgen, von irgend einem Mitbewerber aus dem Sattel gehoben zu werden, und ihm und dem Vater wäre geholfen.

In aller Vorsicht und Behutsamkeit sucht er jetzt die Unterredung allmählich auf diesen Gegenstand zu lenken und hatte bald, indem man im Austausch der gegenseitigen Meinungen sich näher und näher rückte, die Freude, sich aufs bündigste zu überzeugen, daß die Erfüllung seiner geheimen Wünsche und Absichten einzig und allein von Theodors Zustimmung abhängen und ein von letzterem unternommener ernsthafter Angriff auf Jeannettes weich geschaffenes Herz nicht den mindesten Widerstand finden werde.

Wenn hätte Raubmann, der in die Willfährigkeit seines abwesenden Sohnes keinen Zweifel setzen zu dürfen glaubte, den beabsichtigten Ehevertrag schon heute in Richtigkeit gebracht, Jeannette suchte jedoch mit ihrer ganzen Willensfestigkeit sich einem so übereilten Vorhaben zu widersetzen, und inbrünstiger, denn jemals sandte er, nachdem sie sich wieder entfernt hatte, sein Stöhngebet um Theodors endliche Heimkehr zum Himmel empor.

#### V.

Noch vor Ablauf des nächstfolgenden Tages wurden Raubmann unter Bedingungen, die vor der Hand auf bloße Ausstellung eines schriftlichen Empfangscheines sich beschränkten, die sechshundert Thaler ganz in den von ihm selbst bestimmten Münzsorten bar und richtig eingehändigt, und kaum hatte er das Geld im Hause, als er, die eben abgehende Post benutzend, auch schon darauf bedacht war, es an die Behörde abzuliefern.

„Wenn nun mein Theodor noch einträfe, so wäre Alles wieder im gehörigen Geleise und mir bliebe nur wenig mehr zu wünschen übrig!“ rief er aus, indem er, mit Einpacken und Versiegeln beschäftigt, einsam in seiner Schreibstube saß, und siehe da, noch hatte er sein Geschäft kaum völlig zu Ende gebracht, als in stürmischer Festigkeit sich die Hausthür öffnete und der Langersehnte zur Freude der herbeilebenden Eltern glücklich und wohlbehalten in der väterlichen Wohnung anlangte.

Alle ihm zugedachten Vorwürfe und Scheltworte waren bei seinem Erscheinen vergessen.

Wie im Triumph ward er von den beiden Alten Arm in Arm nach der Wohnstube geleitet.

Der Vater suchte, nachdem das Ungestüm der ersten Bewillkommung vorüber war, in froher Geschäftigkeit ihm beim Ablegen seiner Reisekleider hilfreiche Hand zu leisten.

Die Mutter verfügte sich hinaus in die Küche, und während sie hier die unter der Asche glimmenden Kohlen zur lebendigen Gluth ansachte, trachtete Annesmarie, um im Fluge des Augenblickes die zu Theodors Verheiratung erforderlichen Bestandtheile zur Stelle zu fördern, leuchtend und schnaubend wie ein gehegtes Wild die Straße hinauf.

Die Veranlassung, welche Theodors verspätetem Erscheinen in Heidelberg zu Grunde lag, hätte kaum in den Augen der bei Mittheilung derselben ängstlich aufschauenden Mutter einer weiteren Entschuldigung bedurft; gereichte sie doch dem Herzen des Jünglings zu sehr zur Ehre, als daß die Erwägung der Gefahr, welcher er aus freundschaftlichem Diensteifer sich unterzogen gehabt, jetzt, nach glücklicher Beseitigung derselben, noch mit einem Tadel hätte verbunden sein sollen.

Ein Schuldfreund von ihm, der junge Graf Edmund von Sternthal, welcher in Theodors Nachbarschaft wohnte und gleichfalls im Begriffe stand, die Akademie zu beziehen, war vor einigen Wochen von einem so böhartigen Nervenfieber befallen worden, daß nicht allein er selbst als eine gewisse Beute des Todes von den Ärzten einstimmig aufgegeben, sondern auch jedes Verweilen in der Nähe des Kranken für höchst gefährlich erachtet wurde.

Schon längst hatte, bei der übereinstimmenden Aehnlichkeit der inneren Gemüthsart sowohl, als auch ihren wissenschaftlichen Bestrebungen, sich zwischen beiden Jünglingen das Band einer freundschaftlichen Zuneigung geknüpft, die, ohne Rücksicht auf die unter ihnen stattfindende Verschiedenheit des Ranges und Standes, von Tag zu Tag stärker und inniger geworden war.

Nichts in der Welt war daher auch im Stande, der thätigen Theilnahme Grenzen zu setzen, in welcher Theodor, als Edmund erkrankte, sogleich seine heiligste Pflicht zu erkennen anfang.

Mit unerschütterlicher Geistesfestigkeit verachtete er die augenscheinliche Gefahr, von welcher er in eben dem Maße, als Edmunds Zustand immer bedenklicher und hoffnungsloser wurde, sein eigenes Leben bedroht sah, ja, selbst die unsehbare Gewißheit, ein Opfer seiner edelmüthigen Anstrengungen werden zu müssen, würde ihn nicht von letzteren abzuhalten im Stande gewesen sein.

Ohne daher irgend einer warnenden Stimme Gehör zu schenken, unterzog er sich in unermüdlicher Sorgfalt und Geduld der Wartung und Pflege des Kranken; er erwies ihm, mit pünktlicher Befolgung der erteilten Vorschriften, alle auf Erleichterung seines jammervollen Zustandes abwendenden Dienstleistungen und wich, während die Sorge für die eigene Sicherheit alle anderen Bekannten des Grafen aus dem Zimmer entfernt hielt, nie von seinem Lager, bis endlich, dem einstimmigen Urtheil der herbeigerufenen Ärzte widersprechend, die jugendlich kräftige Natur im Kampfe mit Tod und Leben den Sieg davon trug und der jetzt zurückkehrende Hoffnungsstrahl der Genesung allmählich immer klarer und zuverlässiger zu werden begann.

(Fortsetzung folgt.)

### Bermischte Nachrichten.

— Ein Recept über Zubereitung von Reis, welches in Oesterreich-Ungarn allgemein in Anwendung ist und den Vorzug hat, sehr rasch einen besonders schmackhaften Reis herzustellen. Auf 5 Speißelöffel gut gewaschenen Reis nimmt man einen halben Speißelöffel Schweinefett oder Butter und einige Schnittchen Speck, giebt den Reis in das zerlassene Fett in ein Casserol und röstet ihn unter beständigem Umrühren auf der heißen Herdplatte. Der Reis muß vollständig hart geröstet sein, darf aber nicht gelb werden. Nachdem dies geschehen, gießt man soviel Wasser darauf, daß das Wasser einen Finger breit über den Reis steht, setzt und giebt einige Pfefferkörner dazu und stellt den Reis auf eine nicht sehr heiße Stelle des Herdes zur Seite, wo er langsam ohne viel Rühren kochen kann. In einer halben Stunde ist der Reis vollständig zubereitet und vollkommen weich, ohne zerlockt zu sein.

— Die Trauung eines Gefangenen fand Donnerstag in Moabit bei Berlin statt. Ein zur Zeit wegen Diebstahls inhaftirter Schlosser erschien mit seiner Braut, einer Nähterin, auf dem Standesamt, um sich dort traunen zu lassen. Das standesamtliche Aufgebot an dem bisherigen Wohnorte des Brautpaares war bereits bestellt gewesen, als die Verhaftung des Bräutigams erfolgte, der nun auch im Gefängniß sich dem Willen seiner Braut fügte und dieselbe zu heirathen wünschte. Der Bräutigam wurde in Begleitung zweier Gerichtsbeamten vom Kriminalgerichtesgebäude zu dem gegenüber dem letzteren belegenen Standesamt transportirt. Vor Beginn des Trauungsgottes stellte sich heraus, daß ein Trauzuge fehlte. Einer der Gerichtsbeamten mußte deshalb in die Küche einspringen und nebenbei als Trauzuge fungiren. Nach Vollziehung des Trauungsgottes mußte sich das neubermählte Ehepaar trennen. Die Frau fuhr in Begleitung ihres Schwiegervaters nach Reinickendorf, der junge Ehemann wurde zum Gefängniß zurückgeführt.

— Ein schreckliches Erlebnis. Eine graufige Scene erlebte ein junger Trierer in der vergangenen Woche in Hamburg. Der Betreffende, ein Barbiergehilfe, hält sich augenblicklich bei seinen in Trier wohnenden Eltern zur Erholung auf und hat in der „Trier. Zeitung“ den Hergang wie folgt erzählt: „Mein Schlafzimmer befand sich neben dem Cabinet, in welchem die Kunden tagsüber bedient wurden.

Da das Haus meines Prinzipals in einer kleinen Gasse in der Nähe des Hafens lag, so rekrutirte sich unsere Kundschaft aus Hafenarbeitern, Matrosen u. s. w. Es war am Dienstag. Ermüdet von des Tages Arbeit, da ich durch die Krankheit meines Prinzipals gezwungen war, das Geschäft allein zu versehen, hatte ich mich gegen 8 Uhr auf mein Bett gelegt, um auf einige Augenblicke der Ruhe zu pflegen. Die Thüre meines Schlafzimmers stand offen, in dem Cabinet selbst brannten zwei Gasflammen, wodurch mein Schlafzimmer theilweise mit erleuchtet wurde. Ich muß wohl gleich und zwar fest eingeschlafen sein, denn ich erinnere mich nicht, die an der Straßenthür angebrachte Glocke gehört zu haben. Plötzlich wurde ich angefaßt und stark gerüttelt. Als ich die Augen aufschlug, stand vor mir, in dem Zwielflicht ziemlich erkennbar, ein großer Mann in Arbeiterkleidern, in der Hand ein Seifenbecken und ein Rasirmesser. Mit rauher Stimme befahl mir derselbe, mich in das Bett zu setzen. Er werde mit dem Rasiren beginnen. Der Fieberglanz seiner Augen überzeugte mich augenblicklich, daß ich es mit einem Irrsinnigen zu thun habe. Ich gab ihm mit möglichst ruhiger Stimme zu verstehen, daß ich gar keinen Bart besitze. Mit einem Ruck seiner Hand riß der Wahnsinnige mir das Hemd entzwei, sodaß die Fesseln rechts und links herunterhingen. „Gut, dann werde ich Dich aufschneiden.“ Mein Bitten und Flehen half nichts, der Wahnsinnige, dessen Augen immer unheimlicher glühten, wollte sich eben an die schreckliche Arbeit machen, als ich laut aufschrie. Im Nu wurde ich an der Kehle gepackt, sodaß mir die Augen fast vor dem Kopf traten. „Willst Du, willst Du“, stöhnte hierbei der Irrsinnige. Durch eine im Kampfe um mein Leben gemachte heftige Bewegung war dem entsetzlichen Menschen das Messer entfallen und unter meinen Rücken gerutscht, desgleichen das Seifenbecken, dessen Inhalt meine rechte Hand benetzte. Da plötzlich durchzuckte mich ein rettender Gedanke; ich ergriff, noch immer auf dem Rücken liegend, von dem Wahnsinnigen gehalten, den Seifenpinsel und fuhr mit einer letzten Kraftanstrengung dem über mich Bedeugten in die Augen. Von dem Schmerze, den ihm die scharfe Seife in den Augen verursachte, gepeinigt, ließ er mich los. Ein Sprung und ich befand mich vor der Thür, diese zuriegelnd. Meine Hilferufe brachten Leute herbei, die den Irrsinnigen, der damit beschäftigt war, seine Augen zu waschen, banden und nach dem nächstgelegenen Polizeibureau schafften. Der Wahnsinnige war ein Hafenarbeiter, der, wie sich nachträglich herausstellte, seit einiger Zeit schon Spuren von Irrsinn gezeigt hatte. Die Aufregung warf mich aufs Krankentlager, doch fand ich nicht eher Ruhe, bis ich im Eisenbahncoupee saß, auf der Reise zur Heimath. Die entsetzlichsten fünf Minuten meines Lebens werde ich niemals vergessen.

— Eine Herzstärkung. In ein Kloster „Kloster für alte Frauen,“ wo jedes der alten Weiblein sein eigenes Zimmer hat, kam einst einer der Vorsteher dieses Spitals, um sich persönlich von dem Wohlergehen der Bewohnerinnen zu überzeugen. So trat er auch in das Zimmer einer alten Frau, die mit ihrem Strickstrumpf und zufriedenerm Lächeln am Fenster saß. Ein Tabaksdunst, wie von einer brennenden Pfeife, fällt dem Eintretenden sofort auf: „Guten Tag, Frau Müllern,“ sagte er, „wat, roft Se hier?“ — „Oh, nee, Herr Konjul,“ antwortet die Alte, „rofen dauh id nich.“ — „Aber dat rüft (riecht) hier doch meist so,“ fährt Zener fort. — „Ja, Konjul, dat kümmt davon, dat id 'n beten (bischen) Tobak up 'n Open streut heb,“ versetzt die ehrwürdige Bewohnerin. „Na, Frau Müllern, wat schall dat denn bedüden, wotau is dat gaud?“ fragt der Herr Konjul ganz erstaunt, worauf die Alte mit verschämtem Lächeln erwidert: „Ach, Herr, dat rüft so schön nach de Mannslüd!“ (Das riecht so schön nach den Mannsleuten.)

— Die lebenswürdige Gewohnheit der Pariser Kellner, jede Bestellung in Empfang zu nehmen, gab dem Schriftsteller Méry Gelegenheit zu folgendem Scherz. Er erschien in einem Restaurant und bestellte eine „Sphinx à la Marengo“. Der Kellner ruft: „Sogleich Herr!“ und eilt davon. Eine Minute darauf kommt er aber schon wieder zurück und sagt: „Es thut mir leid, ich kann Ihren Wunsch leider nicht erfüllen; Alles ist bereits vergriffen.“ — „Wie? gar keine Sphinx mehr zu haben?“ — „Im Vertrauen, es ist wohl noch ein Stück da, aber ich wollte Ihnen das nicht vorsehen, mein Herr, es ist nicht mehr ganz frisch.“

— Alle achtundvierzig Stunden eins. In einer Gerichtsverhandlung über ein Liebesdrama theilte ein Pariser Staatsanwalt eine Statistik mit, wonach in den letzten 12 Monaten im Durchschnitt alle 24 Stunden ein Revolberattentat eines Mannes auf eine Frau oder einer Frau auf einen Mann in Paris vorgekommen sei.

— Macht der Gewohnheit A.: Man fürchtet allgemein, daß Herr Schulze in's Gras beißen muß. — B.: O., der macht sich nicht viel daraus, der ist so wie so Vegetarianer!

— Ein guter Mensch. Professor: „Was wissen Sie mir über Plato zu sagen?“ — Examinand: „O., nur Gutes!“